

Format de citation

Faßler, Manfred: Rezension über: Wolfgang Prinz, Selbst im Spiegel. Die soziale Konstruktion von Subjektivität, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2013, in: Neue Politische Literatur, 59 (2014), 3, S. 518-520, DOI: 10.15463/rec.1189740920, heruntergeladen über Website

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

von Morus unterstellte Spaß in „Grenzen hält“ und „daß sie wenig Raum für die Vermutung [lässt], die Kritik sei nicht Morus' eigene“ (S. 60). Ist aber nicht in der Kritik selbst die Möglichkeit angelegt, dass es einen anderen besseren Zustand geben könnte? Und tendiert nicht dieser Ansatz in Richtung auf einen Idealstaat, der sehr wohl als regulatives Prinzip – wenn auch selbstkritisch gebrochen – politisches Handeln orientieren kann?

Die Mehrheit der in diesem Band versammelten Beiträge legen dann auch nahe, dass es sich bei den klassischen Utopien Platons (Michael Spieker), Thomas Morus' (Thomas Schölderle), Tommaso Campanellas (Peter Kuon), Johann Valentin Andreaes (Eva-Maria Seng), Francis Bacon (Ulrich Weiß), James Harringtons (Stefano Saracino), François Fénelons (Wolfgang Biesterfeld), Johann Gottfried Schnabels (Heidi Nenoff/Ludwig Stockinger), Louis-Sébastien Merciers (Herbert Jaumann), William Morris' (Peter Seyferth) und Jewgenij Samjatins (Thomas Möbius) eher um Mischmodelle handelt, die zwischen den Polen Idealstaat und Gedankenexperiment oszillieren. Diejenigen, die die experimentelle Ausrichtung betonen, können die Suche des Genres nach dem „idealen Staat“ nicht ignorieren. Aber umgekehrt trifft auch zu, dass die Ansätze, welche den Idealstaatscharakter des utopischen Konstrukts stark machen, dessen Abhängigkeit vom Gedankenexperiment voraussetzen. Der Spannungsbogen, der durch diese unterschiedliche Gewichtung entsteht, wird durch das allen Beiträgen gemeinsame Konzept des klassischen, auf Morus' „Utopia“ zurückgehenden Musters zusammengehalten.

Freilich überstrapaziert man die Integrationskraft des klassischen Paradigmas, wenn ihm, wie aus dem Beitrag von Martin Müller hervorgeht, Richard Rorty die Preisgabe der Vernunft zugunsten der Ironie empfiehlt. Denn das hat Morus dem klassischen Muster eingeschrieben: Die Ironie korrigiert die Vernunft, aber sie ersetzt diese nicht. Oder anders formuliert: Die selbstreflexive Utopie erkennt die Dialektik der Vernunft an, aber sie hält gleichzeitig an ihr fest. Doch zu einer lebendigen Auseinandersetzung mit dem utopischen Phänomen gehören auch Grenzüberschreitungen wie diese. Interdisziplinär ausgerichtet und auf einer breiten Quellen- und Literaturbasis argumentierend, gerät so der vorliegende Sammelband zu einer eindrucksvollen Demonstration der analytischen Leistungsfähigkeit des klassischen Utopiebegriffes, aber auch der deutschsprachigen Utopieforschung insgesamt.

Berlin

Richard Saage

Strukturen der Selbstbegegnung

Prinz, Wolfgang: Selbst im Spiegel. Die soziale Konstruktion von Subjektivität, 502 S., Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2013 (engl. 2012).

Herbert A. Simon, früher Aktivist im Feld der „Wissenschaft vom Künstlichen“ und Protagonist „Künstlicher Intelligenz“, sprach von medientechnischen Interfaces als Ort der „Begegnung“ des Menschen mit seinen autoaktiv gewordenen Erfindungen. Für ihn war dies eine Selbst-Begegnung von „Intelligenz als Prozess“ mit „Intelligenz als Produkt“. Prozess und Produkt wiesen darin keine eindeutigen Grenzen auf. Sie befänden sich in innovativer Dauerkonkurrenz, in selektiven, adaptiven Lernschleifen. Konstruktionen begegneten sich. Die These, Intelligenz sei ein physikalisch-kognitiver Zustand, wird immer noch als Stachel in den Debatten um Homination, Humanisierung oder um das Humane empfunden. Gleichwohl sind inzwischen etliche wissenschaftliche Ansätze auf dem Weg, die Physiologie des Gehirns, die Materialität des Denkens, die sozio-, bio- und medien-technischen Bedingungen von Wahrnehmung zu erforschen. Immer mal wieder meldet sich die Frage nach der ‚Natur des Geistes‘ und nach einem ‚im Geist‘ begründbaren Selbstverständnis des Menschen. Wissenschaftliche Kontroversen suchen dabei nach den Vermittlungsstrukturen, die die Potenzialität menschlichen Kognitions-, Abstraktions- und Synthesevermögens mit unvorhersehbaren Naturzuständen situativ zusammenbringen und zusammenhalten könnten. Noch den Gegensätzen von wahrscheinlich versus unwahrscheinlich/möglich verbunden, wird im Menschen nach dessen ‚eigenen‘ Wirklichkeitsbedingungen gesucht. „Selbst im Spiegel“ gibt einen exzellenten Einblick in Forschungen und Hypothesen dieses strukturell ‚eigenen‘, und zwar in der Reinterpretation eines Dauerbrenners: des Spiegels. Diese Metapher ist in vieler Hinsicht verwendet: psychoanalytisch, poststrukturalistisch, in der Neuropsychologie der Spiegelneuronen oder in der Medientheorie Marshall McLuhans am Beispiel von Narziss und Narkotikum. Für Prinz scheint „Spiegel“ eine Berührungsfläche zu sein, in der sich kollaterale Zustände für den einzelnen Menschen berühren und Szenen/Szenarien des Selbst bewirken.

An das Begegnungs-Argument von Herbert A. Simon musste der Rezensent immer wieder denken, während er das Buch von Wolfgang Prinz las. Es ist ein Buch, dessen umfassende

und reizvolle „konstruktivistische“ (S. 86) Argumentation der Simon'schen Frage nach der Intelligenz des Künstlichen nicht entspricht, sondern in beharrlicher Betonung des „Geistes“ Ebenen von Wahrnehmung untersucht. Bei Prinz begegnet sich „Selbst“ in einem von ihm unterschiedenen Kollektiv, dessen „Steuerung sich über mehrere Individuen verteilt“, wobei Steuerung „Szenarien“ meint, also sich immer wieder neu gruppierende agentiale Bedingungen (S. 222ff.). „Selbst“ ist für ihn umstandslos auf „Individuum“ bezogen, aber in keinem Falle freigestellt von Bedingungen, sondern erst in diesen möglich. Mit seiner Arbeit stellt sich der Autor in die Umwelt von radikalem Konstruktivismus, Neurowissenschaften, aktuellen Freiheitsdiskursen oder systemtheoretischer Skepsis gegenüber psychischen Systemen. Indem er „Individuum“, „Geist“ und „Wahrnehmung“ betont, also die zeitliche Dauer von Selbstkonzepten, muss er „Selbst“ als eine Art der „Wiedererkennung“ (S. 95) einführen. Nicht vorrangig subjektive Selbsterfahrung ist damit angesprochen, sondern die wissenschaftliche Beobachtung der Prozesse „hinter der Oberfläche des Sichtbaren“, „vom umfassenderen Gesichtspunkt einer allgemeinen Theorie der Funktionsweise von Wahrnehmungssystemen“ (S. 100). Wahrnehmung beobachtet Prinz unter Aspekten der „Rekodierung und Repräsentation der Information“ sowie als „Verwendung dieser Information als Grundlage“ für die „Berechnung“ von Bedeutung (S. 101). Fragen nach Entwurf, Kreativität, Innovationskodes werden damit nicht erfasst.

„Geist“ ist die Passage, wodurch, geschickt platziert, Kognitionsforschung zur Geisteswissenschaft wird. Geist wird auf das „Verhalten und Erleben von Individuen“ (S. 66) bezogen. Die so eingeführte psychologische „Wissenschaft des Individuums“ befasst sich mit „funktionalen Mechanismen, die sich im individuellen Geist befinden“. Der „theoretische und methodologische Individualismus“ ist zugleich einem „Naturalismus“ verpflichtet. Der Verfasser bestimmt „Naturalismus“ über die „Überzeugung, dass der elementare Aufbau unseres Geistes Bestandteil unserer natürlichen Ausstattung ist“ (ebd.). Der Naturalismus postuliere, „dass Geist und Gehirn genauso wie Lunge und Leber im Individuum entstehen und sich entwickeln“ (ebd.). Geist hat mithin „Funktion“ und diese besteht darin, „Menschen dabei zu helfen, die Welt zu verstehen und auf sie einzuwirken“. Er ist „ein Instrument, das auf die Welt gerichtet ist“; seine „Funktion“ erfüllt er durch „Bildung und Aktualisierung von Überzeugungen über ausgewählte Zustände“ (S. 84).

Damit ist nicht ausgeschlossen, dass Menschen mit ihrem Glauben über die Funktionsweise ihres Geistes, „die tatsächliche Funktionsweise des Geistes“ beeinflussen (S. 85, Hervorhebung im Original).

Die „Geist“-Frage wird von Prinz mit der Dauerfrage verbunden, ob sich „Selbst“ wissenschaftlich nur sinnvoll über die Hypothese „Spiegel“ thematisieren ließe und ob dessen soziale Figuration in der „gemeinsamen Steuerung“ (S. 222) erfolge. Vorab gesagt: Diese reduzierte Frage ist nur ein Schritt, auf das 502-seitige Werk zu reagieren, in dem der frühere Direktor am MPI für Kognitions- und Neurowissenschaften in Leipzig sein wissenschaftliches Plädoyer für die „Offenheit des Geistes“ vorlegt, begründet im Ansatz, dass „Individuen sich nur in und durch die Interaktion und Kommunikation mit anderen schaffen und erfinden können“ (S. 15).

Dreierlei fällt dabei auf: (a) „Interaktion“ wird für die geistig-anregende Kommunikation zwischen Menschen angenommen, wobei Dingen, Gegenständen, materialen Praxen und eben auch den medientechnologischen Interfaces instantaner, digitaler Kommunikation kein agentialer Platz eingeräumt wird; (b) in diesem ‚Inter‘ begründet sich das Konzept der „aus Individuen bestehenden Kollektiven“ (ebd.), in denen kollektivspezifisch „Geist in und durch wechselseitige Interaktion“ nicht emergiere, sondern entworfen und gestaltet werde. Damit ist sehr früh verdeutlicht, dass mit Geist eine „Agentivität“ und „menschliche Subjektivität“ (S. 14) gemeint ist. Die logische Folge dieser Paarung von „Interaktion“ und „Kollektiv“ ist (c) der dritte methodische Schritt, zwischen diesen eine Art semantischer Ökonomie der „Repräsentation“ zu vermuten, gefasst in der Aussage: „Dieser Rahmen betrachtet die eigentliche Funktion des Geistes als das Repräsentieren und Steuern ausgewählter Merkmale der Umgebung“ (S. 15f.). Neues, Überraschendes, Zufälliges werden nicht explizit aufgenommen.

„Repräsentation“ verweist auf Kommunikation, auf „Sprachfertigkeiten“, die „weiter als der Begriff der Sprache“ (S. 410) gefasst sind. Dieses „weiter“ schimmert in „den vielfältigen Arten von Kunstfertigkeiten der Kommunikation“ (ebd.) durch – und in den Überlegungen zu „kultureller Praxis“ (S. 412). Allerdings: Es ist kein ko-evolutionäres oder entwicklungstheoretisches „weiter“, sondern funktional, wenn Prinz schreibt, dass „Kulturen [...] Praktiken zur Beteiligung ihrer Mitglieder an Spielen des Sprechens und Geschichtenerzählens bereit(stellen)“ (ebd.).

Mit diesen Rahmenbedingungen der „Interaktion“, des „Kollektivs“, der „Repräsentation“ und „Funktion“ geht der Autor auf das Spiegel-Argument ein, das er nicht auf den „eigentlichen physischen Spiegel beschränkt“ (S. 91f.), sondern auf die Plausibilität für Selbsterkenntnis und Selbstreflexion hin durchargumentieren möchte (S. 93). Konsequenterweise unterscheidet er „externe Spiegel“, zu denen er „soziale“ und „physische Spiegel“ zählt, von „internen Spiegeln“, die er als „spiegelartige Repräsentationsinstrumente, die innerhalb des Geistes von Personen operieren“ anspricht. Leider wird dabei nicht deutlich, ob Repräsentation normativ, ordnend, setzend (bei allem: durch wen?) oder temporal, räumlich, zeitversetzt, wiederholend et cetera zu verstehen ist. Die angenommene „Agentivität“ des Subjekts reicht nicht aus, um eine „spiegelartige“ adaptive Reaktion zu erklären. Nimmt man an, dass (geistige) Re-Präsentation sowohl repetitive als auch reproduktive Dimensionen aufweisen sollte, so wird für die angesprochenen „kollektiven“ Berufsgruppen der Architekten et cetera die Erklärung unverzichtbar, *Wer Was Warum Wie* in eine repräsentative Pflicht und Hierarchie übersetzt.

Diese soziologische Queranmerkung findet ihren Hauptgrund in der Mischnutzung des Terminus „Steuerung“, der das dritte Kapitel prägt. „Steuerung“ führt Prinz in zwei Richtungen ein: „animative Steuerung“ und „agentive Steuerung“ (S. 180). Im ersten Term ist Mimik, Mimikry, Anima, Animation aufgenommen, also eine anpassende Nachahmung, die sich auf feste Repertoires, stabile Ressourcen und Funktionen bezieht. Im zweiten Term ist Agens, Agentur, Agent mitgeführt und implizit abgegrenzt gegen Actor, Akteur oder Aktant. Über „Agentivität“ führt der Autor die „Maschinerie des Willens“ (S. 219), die eben nicht nur nachahmt, sondern in die Selbststeuerung des „Kollektivs“ eingreift. Dabei umgeht Prinz den System-Begriff und setzt auf „Szenarien“ (S. 222) – ausgestattet mit kontinuierlichen Abhängigkeiten – und „Episoden“ – vergleichbar mit „alternativen Ereignisverläufen“ (S. 256). Interessant ist, wie unter diesen Voraussetzungen der Pfadabhängigkeit und der ereignishaften Episoden die „Induktion von Absichten“ (S. 259) dargestellt und die Entwicklung von „Selbst“ argumentiert wird. Beeindruckend ist die Vielzahl der Belege, über die Prinz Zusammenhänge zwischen Funktion, Repräsentation, Interaktion und Kommunikation herstellt. Sie machen deutlich, dass Selbstbestimmung kein Geschenk ist, sondern eine nach wie vor mit Erkenntnisrätseln belegte Performanz des umweltaktiven und lernfähigen Menschen.

Nimmt man die „Maschinerie“ ernst, stellt sich die Frage, wie – wenn es um „Spiegel“ geht – das Selbst sich von der Maschinerie kollektiver Steuerung abwenden kann, also wie es einen nicht spiegelnden Blick (kein maschinelles kognitives Feedback) erlangt, sich der *top-down*-Steuerung entziehen kann. Seite 292 ist zu lesen: „Wie kann unser Wesen dieser Gefangenschaft entkommen und ‚Freiheit von der Gegenwart‘ erlangen?“. Der vorgeschlagene Weg führt über „duale Repräsentation“, die eine vermeintlich lineare kognitive Architektur aus Repräsentation und Symbolischer Interaktion überwindet. Alternativ-Repräsentation scheint ein Weg. Aber was repräsentiert diese dann?

In zahlreichen Beispielen schlüsselt Prinz diese Frage auf bis zum „Jenseits der Steuerung“ (S. 408ff.). Dennoch bleibt ungewiss, was repräsentiert werden kann, wenn sich Handlung und Beobachtung vom Maschinenego oder Maschinenalter abwendet? Hier wäre es hilfreich gewesen, den nur angedeuteten Zusammenhang inzwischen weitergeführter Forschung zu Koevolution, Epigenese, Paläoanthropologie et cetera aufzugreifen und zu vertiefen. Damit widerspreche ich keineswegs den kritischen Anmerkungen zu Sprache (S. 410ff.) und den Reflektionen zu „herabgestufter Ähnlichkeit“ und Geschwindigkeit von Kommunikation (S. 417f.). Möglich aber, dass die Differenzierungen von Zeichen-, Bild-, Zahl- und Schriftsprachen, deren unterschiedsreichen Entwicklungen und biotechnischen, sozio- und medientechnischen Reichweiten andere Lösungswege statt eines „Jenseits“ der Steuerung hätte liefern können. Damit widerspreche ich auch nicht dem Satz im Epilog: „Die Selbstbestimmung des Menschen ist [...] ganz begrenzt und eingeschränkt“ (S. 427). Versteht man jede Lebenspraxis als eine koevolutionär offene, unentschiedene, selektive Adaptation, müsste die Debatte um die Freiheitsgrade und ihre veränderbare Neuzusammensetzung gehen. Dies beträfe dann auch den unerklärten Gebrauch des Terms „Kollektiv“. Das Selbst wäre dann, wie Vilém Flusser es ansprach, im Übergang vom „Subjekt zum Projekt“, und müsste lernen, ohne Spiegel zu leben.

Frankfurt a. M.

Manfred Faßler

Islamophobia in a Period of Crisis

Sniderman, Paul M. et al.: Paradoxes of Liberal Democracy. Islam, Western Europe, and the